

Kardinal
Franz König

Die Schönheit von Schuberts Musik — ein Weg in die Transzendenz

Ansprache bei einer
Gedenkmesse *

Wir haben im Evangelium das Gleichnis von den Talenten gehört. Jeder hat seine Talente empfangen, um damit dem Herrn und seinen Mitmenschen zu dienen. Die Eucharistiefeier heute ist wie immer eine Feier des Dankes auch dafür an Gott, den Geber alles Guten, durch Christus unseren Herrn.

Heute schwingt aber wohl in diesem Dank leise, aber unüberhörbar, auch ein Dank mit für den, der in dieser Kirche zu Lichtental in Wien getauft wurde, und der für diese Kirche einen Großteil seiner geistlichen Musik schuf: gerade auch jene Messe in G-Dur, die Franz Schubert als 17jähriger für diese Kirche geschrieben hat.

Die Kirche hat immer die schönen Künste geehrt und geachtet, sie herbeigeht in den Raum des Heiligen, zur Feier ihrer Mysterien — nicht bloß als Schmuck und Zier, sondern als echte „Zeugen und Kündler“. Die Künste sind ja, wie das II. Vatikanum sagt, „ausgerichtet auf die Schönheit Gottes . . ., seinem Lob und seiner Herrlichkeit geweiht . . ., haben kein anderes Ziel, als den Sinn der Menschen in heiliger Verehrung auf Gott zu richten“ (Liturgiekonstitution VII).

Ist nicht die Musik selbst in ihren elementaren Grundlagen unmittelbares Schöpfungswerk Gottes? Schon in der Antike wurde erkannt, daß die musikalischen Schwingungsgesetze auf Zahlenordnungen aufgebaut sind, die sich analog auch in anderen Bereichen finden. Und heute haben wir den Nachweis dafür, daß dieselben Gesetze, die das Verhältnis der Töne zueinander bestimmen, die Ordnungen in der Chemie, der Kristallographie, der Botanik und der Astronomie begründen. Mit ehrfürchtigem Staunen stehen wir vor der Beobachtung, daß dieselben Proportionen, die den musikalischen Vorgängen zugrunde liegen, auch bei den Bewegungen der Himmelskörper bestimmend sind. Der Atomphysiker Heisenberg hat das Wissen um die sinngebende Kraft mathematisch faßbarer Strukturen als einen der großen Grundgedanken bezeichnet, den unsere Zeit aus der Antike übernommen hat: „Diese Entdeckung“, so sagt der Nobelpreisträger Heisenberg, „gehört zu den stärksten Impulsen menschlicher Wissenschaft überhaupt, und wer den Blick einmal für die gestaltende Kraft mathematischer Ordnung geschärft hat, erkennt ihr Wirken in der Natur wie in der Kunst auf Schritt und Tritt.“

* Diese Ansprache wurde gehalten in einem von der Eurovision ausgestrahlten Gedenkgottesdienst zum 150. Todestag Franz Schuberts am 19. November 1978 in der Pfarrkirche Wien-Lichtental. Zuerst veröffentlicht in: Singende Kirche 26 (1978/79) 51.

Vielleicht spüren wir dies bei Franz Schuberts Musik mehr als sonst. Gewiß, Schubert war nicht in erster Linie Kirchenmusiker wie etwa Palestrina, aber er schuf auch viel Kirchenmusik — besonders aber eröffnet er uns mit all seinen Werken fast wie ein Franziskus unsere oft so blinden Augen und tauben Ohren für alle Schönheit in der Schöpfung Gottes.

Er singt vom „Rauschen des Bächleins“, vom „Klappern der Mühle“, vom „Brunnen vor dem Tore“, vom „glänzenden Meer“, vom „Röslein auf der Heide“, von der „Ruh über allen Wipfeln“, von der Schönheit und Innigkeit menschlicher Liebe, von der „Trösterin Musik“ — und immer wieder von der „Allmacht Gottes“, die uns dies alles täglich schenkt.

Heute danken wir ihm, daß er, der so oft belächelt wurde, uns in die „Transzendenz“, also „hinter“ die Dinge führte, in die Tiefe der Welt, in das Ewige, aus dem alles kommt und auf das alles zugeht, und der so selbstverständlich und überzeugend — er, der so früh sterben mußte — den Tod als Freund besingt, als ein Tor zum Leben, wie es uns der christliche Glaube lehrt.

Heute wollen wir Schubert danken für die Musik, die er unmittelbar für den Gottesdienst schuf, für alle seine Messen und für seine geistlichen Werke bis hin zu seinem Lob an die Gottesmutter im weltbekannten Ave Maria. Dabei wollen wir nicht vergessen, daß er auch für das Volk selbst Gesänge zur Liturgie schuf. Ist es nicht ergreifend, wenn, nicht bloß hier in Wien, sondern überall, wo in deutscher Sprache zum Lobe Gottes gesungen wird, sein Meßlied mit der ewigen Menschheitsfrage „Wohin soll ich mich wenden?“ erklingt und das Volk darauf die Antwort ruft, eindeutig klar, vertrauend und gläubig: „Zu dir, o Vater, komm ich in Freud und Leiden, du sendest ja die Freuden, du heilest jeden Schmerz.“

In der Wiener Vorstadt ist Schubert geboren, in der Wiener Vorstadt ist er gestorben. Unter den großen Wiener Musikern ist er am meisten von dieser Stadt geprägt. In ihm artikuliert sich die Musik als Sprache dieser Stadt. In dieser Musik ist alles enthalten: die Freude, das Leid, die Liebe, der Schmerz, das Leben und der Tod. Der Tod als Freund, als Tor zum Leben.

Schubert ist in seinem Leben und Sterben symbolhaft mit dieser Stadt, mit diesem Land, mit diesem Volk verknüpft. So wie sein Leben nicht vollendet war, so wie eine seiner großen Symphonien unvollendet geblieben ist, so ist es auch hier. Alles weist hinüber in eine andere Wirklichkeit. Nichts ist fertig, nichts ist perfekt,

nichts ist abgeschlossen, sondern alles offen für einen neuen Beginn. Auch die Musik Schuberts ist eingebettet in den Rhythmus dieser Stadt und dieses Volkes, ausgerichtet auf ein Letztes, auf etwas, das darüberliegt, das noch nicht erreicht werden kann, von dem die Bruchstücke künden. Bruchstück, Fragment sind wir alle. Das Ingenium dieser Stadt zeugt von dem Sehnen nach einer letzten Harmonie, dem Sehnen nach einem neuen Lied, das die Menschen Gott am Ende der Zeiten anstimmen werden. Zu diesem Lied hat Schubert seinen Ton angeschlagen. Dafür danken wir ihm.

Kunibertas Dobrovolskis

Kirchenchor und Pfarrgemeinde

Im Mittelpunkt des folgenden Beitrages steht der Kirchenchor als Teil und Funktionsträger der Pfarrgemeinde wie auch als eine von dieser getragenen, eigenständige Gruppe. Es wird gezeigt, daß nur im solidarischen Zusammenwirken von Gemeinde und Chor die Kirchenmusik ihren vielgestaltigen Beitrag zur Feier des Gottesdienstes leisten kann. — Die Gedanken Dobrovolskis' sind gleichermaßen für den Seelsorger und die Gemeinde wie für den Chorleiter und die Chormitglieder bedenkenswert.

red

In dem Begriffspaar „Kirchenchor“ und „Pfarrgemeinde“ werden hier zwei Gruppierungen von sehr unterschiedlicher Größenordnung, Zusammensetzung und Bedeutung im allgemeinen kirchlichen Leben unvermittelt nebeneinandergestellt. Betrachtet man sie aber von jener Mitte her, von der ihre Lebendigkeit genährt wird, nämlich von der gottesdienstlichen Feier, dann wird ein mannigfaltiges Beziehungsfeld offenkundig. Auf dieser Ebene kommt der Musik als einem weiteren tertium comparationis eine bedeutungsvolle Qualität zu. Mit ihr wollen wir daher beginnen.

I. Die Kirchenmusik

Die Kirche hat den zentralen Wert der Musik in vielen Dokumenten, mehrmals mit superlativen Formulierungen, hervorgehoben.

1. Rituelle Aspekte: Bejahung von Vokal- und Instrumental- musik

In der Liturgiekonstitution des II. Vatikanums wird die Musik der Kirche als „notwendiger und integrierender Bestandteil der feierlichen Liturgie“ bezeichnet (Art. 112), da sie „dem Gottesdienst näher steht, als die meisten anderen Künste“, die dem gottesdienstlichen Geschehen einen würdigen Rahmen zu bereiten suchen; die Musik dagegen „nimmt im Ablauf der heiligen Zeremonien und Riten selbst einen bevorzugten Platz ein“ (Enz. „Musicae